

Nr. 271 Bydgoszcz / Bromberg, 27. November 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland

Nachdruck verboten!

I.

Es war noch sehr früh am Morgen. Ein zarter Nebel hing vor der Sonne. Es mochte fünf Uhr, vielleicht aber auch schon sechs Uhr sein. Rauter wußte es nicht. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Teilweise vor Aufregung teils aber auch, weil der Zelleninsasse neben ihm die ganze Zeit geschrien hatte, wild und geängstigt wie ein Tier, das sich verfolgt weiß. Endlich waren die Wärter gekommen, er kannte den schweren Schritt der Männer, die auch ihn seit Jahren bewacht hatten, danach war es schließlich stiller geworden. Vielleicht hatten sie ihn in die Zwangsjacke gesteckt, vielleicht in die Gummizelle abgeführt. Auch er hatte einst so getobt, unbändig geschrien, war mit dem Kopf gegen die Wand gerannt und hatte versucht, die eisernen Stäbe vor dem hohen Fenster auszubrechen. Man hatte ihm nichts erspart. Man hatte es verstanden und ihn gebändigt, bis er stille wurde.

Rauter lag sehr ruhig, fast unbeweglich in dem langen, schmalen eisernen Bett und lauschte auf die Klänge der Anstaltsuhr. Nach einer Weile schlug es sechsmal. Zart und silbern schwebten die Töne durch die Luft. Eine weiße Taube jagte ihren Spielgefährten. Seine Tür öffnete sich geräuschlos. Eine Stimme flüsterte: „Machen Sie sich fertig!" Rauter stand auf. Er kleidete sich an, langsam, umständlich fast vor innerer Nervosität. Dann setzte er sich wieder auf den Bettrand und wartete. Etwas später öffnete sich die Tür zu seinem Zimmer zum zweiten Male. Ammersfort trat ein und ging mit schnellen Schritten auf den bewegungslos sitzenden Mann zu. Er war jung und ernsthaft und ganz in Weiß gekleidet. Er tippte Rauter auf die Schulter und lächelte ihn dabei ermutigend an.

„Fertig?" fragte er.

Rauter nickte.

„Kommen Sie", sagte Ammersfort.

Rauter stand auf, mechanisch fast, und folgte dem Arzt. Sie gingen durch lange, weiße Flure bis in das Büro, das sich im Erdgeschoß befand. Rauter stand sehr still zwischen den Tischen mit den Schreibmaschinen und den Kartothekschränken. Er hätte schon gestern abend gehen können, hatte es aber irgendwie nicht gewollt. Mit seinem Entlassungsschein in den Händen folgte er Ammersfort, der ihn durch den Anstaltsgarten bis zum Portal begleitete. Erst als sie an dem großen schmiedeeisernen Tor angelangt waren, fand er Worte. Er blieb plötzlich stehen und streckte Ammersfort die Hand hin.

„Ich danke Ihnen", sagte er, „ich danke Ihnen. Ammersfort."

Ammersfort ergriff die dargebotene Hand, umschloß sie mit warmem Druck und antwortete: „Nichts zu danken, Rauter. Ich tue nur meine Pflicht. Alles Gute und seien Sie vorsichtig."

Rauter begann plötzlich zu lachen, ein heiseres rauhes Lachen.

„Vielleicht bin ich doch verrückt", sagte er. „Ammersfort, wenn nun doch die anderen recht gehabt hätten und Sie sich täuschten?"

Ammersfort lachte ebenfalls. „Es wäre kein Wunder", erwiderte er, „jedenfalls sollte es mich nicht wundern, wenn Sie verrückt geworden wären."

„Ich bin es", entgegnete Rauter und lachte noch immer, „bei Gott . . ."

„Alles Gute", sagte Ammersfort und drehte sich kurz auf den Hacken um.

Der Mann am Tor kontrollierte erst noch den Entlassungsschein, bevor er aufschloß. „Alles Gute", sagte auch er. Rauter antwortete nicht. Der Mann schloß das Tor hinter ihm und kehrte in sein Wärterhäuschen zurück. Sein Kollege saß am Frühstückstisch über einer Tasse Kaffee.

„Man hat Rauter entlassen", sagte er und wies mit der Hand zum offenen Fenster. „Fünf Jahre war er hier. Na, wenn das nur gut geht."

*

Zehn Meter hinter dem Tor wartete das Taxi. Alles war vorbereitet. Rauter nannte den Namen eines Hotels und stieg ein.

Das Taxi fuhr sofort los. Der Chauffeur sang vor sich hin. Rauter saß gespannt auf seinem Platz und starrte auf die schnell vorübergleitende Landschaft. Plötzlich begann er zu weinen. Wahrscheinlich wußte er nicht, daß er weinte. Die Tränen liefen in großen hellen Tropfen über sein schmales Gesicht, die hohen Wangenknochen, die abgemagerten Wangen, über die scharfen Falten, die von der Nasenwurzel zum Munde führten. Einzelne fingen sich in dem langen blonden Bart. Rauter saß still und starr und ließ die Tränen strömen, nichts veränderte sich in dem Ausdruck seines Antlitzes, nichts in seiner Haltung. Zum ersten Male seit Jahren war er glücklich. Er war frei! Frei! Er rief dem Chauffeur zu, zu halten. Der Wagen bremste scharf. Die Bremsen quietschten. Rauter stieg aus. Die Zufahrtsstraßen nach Paris waren überfüllt mit vielen kleinen und großen Wagen, meist Pferdegespannen, nur vereinzelt mischten sich Autos unter sie. Die Landbevölkerung war damit beschäftigt die Erzeugnisse der Erde und ihrer Arbeit in eine Millionenstadt zum Markt zu fahren und in klingende Münze umzusetzen.

Ein kleines Gespann, ein Leiterwagen, fuhr dicht an ihm vorüber. Er war angefüllt mit Blumen aller Art.

Rauter streckte die Hand aus und der Wagen hielt. Er kaufte einen Busch hellgelber Osterglocken, einen Veilchenstrauß und junge Weidenkätzchen. Wie schön das Leben war! Es war Frühling und er war frei! Er stieg wieder in das Taxi und legte den Strauß neben sich. Er war frei! Er würde Lombard töten ... es würde zu einem Prozeß kommen, er würde wiederum eingesperrt werden, in ein Gefängnis oder in eine Irrenanstalt. Er würde nie mehr frei sein ... vielleicht würde er auch auf dem elektrischen Stuhl enden, das wäre die beste und einfachste Lösung, aber bevor er starb, würde er sein Pflicht tun. Er sah in diesem Augenblick, in dem das Taxi auf die Champs Elysées einbog, den Ablauf seines Lebens deutlich vor sich. Er glaubte zu wissen, was die Zukunft bringen würde. Lombards Tod. Um Lombard zu töten hatte er gelebt, hatte er alles ertragen, hatte er gelitten. Jetzt war er frei. Lombard würde sterben, er, Rauter, würde eingesperrt werden ... die Gedanken wiederholten sich, eine nicht abzubrechende Kette. Seit Jahren saß diese Idee in seinem Kopf verankert, Lombard töten. Plötzlich fiel ihm ein, daß er nicht unbedingt eingesperrt zu werden brauchte, noch auf dem elektrischen Stuhl enden müßte, er konnte Lombard töten und sich selbst erschießen, bevor ihn jemand packte, bevor die Gerichtsmaschine zu laufen begann und ihn zermalmte. Es erstaunte ihn, daß er in all den Jahren nie auf diesen einfachsten Ausweg verfallen war. Mord und Selbstmord. Wie einfach das Leben war. Und auf einmal lächelte er. Ein livrierter Portier stürzte auf den anhaltenden Wagen zu und riß die Tür auf. Rauter ging über einen roten dicken Teppich auf die Anmeldung zu. Der Busch hellgelber Osterglocken, der Veilchenstrauß und die Weidenkätzchen lagen vergessen im Fond des Taxis.

„Ein Zimmer mit Bad und Salon."

Rauter schrieb ohne zu zögern einen Namen auf den Anmeldeblock. Der junge Angestellte nahm einen Schlüssel von dem schönpolierten Mahagonibrett. „Darf ich bitten", sagte er und warf einen Blick auf die Eintragung, „links bitte, Mister Miller."

*

In dieser späten Nachtstunde schienen alle Menschen vergnügt. Der Mond hing wie eine große gelbe Laterne über einer Stadt, deren Bewohner mehr oder minder alle dem Rausch des plötzlich hereinbrechenden Frühlings unterlagen. Die zarten hellgrünen Blättchen der Bäume schimmerten in dem Laternenlicht von neuem Leben. Die Luft war weich und lind und voll einer unbändigen Süße. In langen Ketten flitzten die Autos über die Boulevards, hie und da klang Musik auf, aus Restaurants oder offenstehenden Fenstern. Zu dem Schatten dunkler Ecken gingen Liebespaare, Arm in Arm, die Hände ineinander verschlungen, dicht aneinandergepreßt, voller Begehren und Hoffnung. Die Nacht war viel zu schön um zu schlafen.

Unter den vielen Menschen, die die Straßen bevölkerten, schlenderte Edith allein, die Hände in den Taschen ihres abgetragenen blauen Mäntelchens vergraben, den Kopf gesenkt. Allein. Der leichte zärtliche Nachtwind spielte mit ihren Haaren. Sie merkte es nicht. Hin und wieder rief jemand das einsame Mädchen an, bot seine Begleitung an oder machte ein paar übermütige Bemerkungen, wie etwa: daß ein junges Mädchen in einer solchen Nacht nicht allein sein dürfe. Edith hörte nicht. Sie schien taub und stumm, losgelöst von allem, was um sie vorging. Vor den Auslagen der erleuchteten Geschäfte standen Menschen, die die dargebotenen Sachen bestaunten und Träume und Wünsche mit den zur Schau liegenden Waren verknüpften. Aber Edith sah nichts, sie ging an ihnen vorüber, an den Menschen und an den Sachen, als ginge sie alles nichts mehr an. Und doch hatte sie noch vor wenigen Tagen wie die anderen dagestanden, jenes Kleid sich ersehnt oder ein Paar neue Schuhe; auch ihr Herz hatte schneller geschlagen, wenn sie die bunten Plakate der Reisebüros betrachtete. Geld haben, reisen können, etwas Neues sehen, nur herauskommen aus dem ewigen Einerlei, das jeden Tag grauer und bedrohlicher schien. Sie wußte nicht, wie spät es war, sie merkte nicht, daß es stiller um sie her wurde und sie hätte nicht Antwort geben können, hätte man sie gefragt, wie lange sie schon so allein und nichts sehend und hörend durch die Straßen der Stadt schlenderte.

Sie hatte beschlossen zu sterben. Sie hatte alle Hoffnung aufgegeben. Sie hatte keine Sehnsucht mehr, keine Träne mehr und keinen Mut mehr. Alles erschien ihr sinnlos. Es war recht gut, wenn einem andere Menschen sagten, einmal würde es schon besser kommen, man dürfe den Mut nicht verlieren, man müsse weiterkämpfen, einmal würde es schon einen Weg geben. Das war recht schön und gut, wie gesagt, nur gab es in Ediths Falle niemanden, der sie tröstend in die Arme nahm und ihr ermutigend zusprach. Sie kannte in dieser fremden und schönen Stadt keine Menschenseele. Sie war vernünftig genug zu wissen, daß sie jung war und vielleicht sogar schön, aber die verflossenen Monate hatten ihr alle Hoffnungen geraubt. Die Sorgen hatten einen harten und unkindlichen Zug in ihr Antlitz gegraben und die unzureichende Kost trug nicht dazu bei, ihr verhärmtes kleines Gesichtchen weicher und blühender zu machen. Ihre Mittel waren verbraucht, ihre Kräfte verließen sie, ihre Kleider waren abgetragen und alle Hoffnungen waren fehlgeschlagen. Sie war vor einigen Monaten ziemlich unfreiwillig nach Paris gekommen. Mitten auf der Reise in ein Engagement war ihre Mutter krank geworden, sie hatten aussteigen und einen Arzt konsultieren müssen. Der Doktor hatte darauf bestanden, daß sie blieben, hatte jede Anstrengung für gefährlich erklärt, Ruhe und Schonung verordnet, gute Kost und keine Sorgen. Das letzte kleine bißchen ersparten Geldes war draufgegangen und dann trotz aller Anstrengungen und Mühen war ihre Mutter gestorben. Und Edith war allein.

Sie ging langsam und wie im Traume weiter. Und jetzt war es ganz einfach zu Ende. Da half nichts mehr. Es schien sinnlos, sich nach all den trüben Erfahrungen und vergeblichen Anstrengungen der letzten Monate von neuem in Hoffnungen zu wiegen, sich glauben zu machen, daß sich eines Tages doch alles ändern müsse. Sie hatte alles versucht. Sie hätte mit der kleinsten Anstellung vorlieb genommen. Längst hatte sie darauf verzichtet, ein Engagement, auch das schäbigste zu finden, aber sie fand auch keine andere Beschäftigung, weder als Ladenmädchen, noch als Kellnerin. Niemand schien sie gebrauchen zu können. Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis stellten sich zudem als unüberwindbare Hindernisse in den Weg. Sie wäre längst abgereist, irgend wohin gefahren, wo sie eine Möglichkeit sah, wenn sie das Geld gehabt hätte, ihr häßliches, kleines Pensionszimmer und die Fahrkarte bezahlen zu können. Von Tag zu Tag hatte sie in der Angst gelebt, hinausgeworfen zu werden und schließlich gestern hatte man ihr es auch gesagt, hatte mit Polizei gedroht und ihr bis zum Wochenende Frist gesetzt. Und morgen war Sonnabend!

Edith kehrte in die kleine schmutzige und häßliche Pension zurück, die in einer engen Seitengasse des Quartier Latins lag. Im Treppenhaus brannte kein Licht und sie tastete sich vorsichtig bis in das dritte Stockwerk hinauf. Geräuschlos schloß sie die Tür auf und huschte über den ebenfalls dunklen Flur, der vollgepackt mit Schränken und leeren Koffern nur mühsam Durchlaß bot, in ihr Zimmer.

Es war ein Hinterzimmer. Ein winzig kleines Fenster, dessen Läden nicht richtig schlossen, stand offen. Trotzdem roch es muffig. Seit die Mutter gestorben war, hatte man das zweite Bett entfernt und dadurch schien der Raum plötzlich doppelt so groß und doppelt so spärlich eingerichtet. Denn außer Ediths Bett mit den verbrauchten Federn und der schlecht gestopften Matratze, einem Waschtisch und einem Stuhl und einem kleinen Gasautomaten in der Ecke, war es leer. Edith kleidete sich im Dunkeln aus und hing Mantel und Kleid hinter den schmutzigen geblümten Vorhang, der den Schrank ersetzte. Erst dann steckte sie die kleine Kerze an, die in ihren eigenen Wachstropfen auf einem abgestoßenen dicken Porzellanteller klebte. Sorglich begann sie ihre wenigen Habseligkeiten in einen schäbigen Koffer zu verpacken. Die dunkle fleckige Tapete war mit Bildern und Photographien aller Art besteckt, die alle ihre

Mutter, Maria Zylander, in ihrer Glanzzeit zeigten. Zu ihrer Zeit war Maria Zylander eine der berühmtesten Sängerinnen gewesen. „Die schwedische Nachtigall", gefeiert von drei Kontinenten, verwöhnt, der Liebling des Publikums. Auf der Höhe ihrer Laufbahn heiratete sie einen jungen Deutschen, der ein Jahr später an der Somme fiel. Einen Monat nach ihres Vaters Tod wurde Edith geboren. Ihre Mutter überwand den Kummer um den geliebten, so viel zu früh gestorbenen Mann und arbeitete weiter, um sich und das Kind zu erhalten. Alles schien gut zu gehen. Dann kam das Unglück. Maria Zylander verlor ihre Stimme. Eines Morgens auf der Probe öffnete sie den Mund und fand keinen Ton. Das war mehr oder minder das Ende. Die größten Fachärzte bemühten sich um die Frau und immerhin gelang es ihnen, Maria Zylander soweit zu heilen, daß sie wenigstens als Soubrette ihren Lebensunterhalt verdienen konnte. So sang Maria Zylander mit einer heiseren, dunklen, geborstenen Stimme in eleganten Nachtlokalen und auf Tingeltangelbühnen. Aber die Ersparnisse waren aufgebraucht, sie hatte es nie verstanden zu rechnen und die berühmten Ärzte, die langwierigen Behandlungen waren teuer gewesen. Und dann wurde Maria Zylander alt. Sie zog nicht mehr. Sie wurde entlassen. Von Stufe zu Stufe abwärts ging es. Schlechter wurden die Engagements, weniger und weniger verdiente sie. Es war ganz einfach die gewöhnliche Geschichte eines einst berühmten Stars, der in Not und Elend endete. Und in diesem häßlichen Zimmer war sie gestorben.

Langsam, fast mechanisch, zerriß Edith die zum größten Teil schon verblichenen Photographien, die Maria Zylander als gefeierte Diva zeigten. Als alle persönlichen Briefe und Dokumente und Bilder vernichtet waren, setzte sich Edith in den Stuhl am Fenster. Die Straße lag still und dunkel vor ihr. Aber nebenan zankten sich ein Mann und eine Frau und warfen sich gegenseitig häßliche und unflätige Ausdrücke an den Kopf. — Edith zündete sich eine Zigarette an. Sie rauchte hungrig, in großen hastigen Zügen. Das war also das Leben — und nun kam der Tod. Einst hatte sie davon geträumt, wie ihre Mutter berühmt zu werden. Sie hatte für eine kurze und glückliche Zeit eine Schauspielschule besucht und allgemein hatte man ihr natürliches Talent anerkannt und sie gelobt, aber die zusammenschrumpfenden Mittel hatten den Besuch nur zu bald unmöglich gemacht. Trotzdem war sie aufgetreten, das heißt, verbesserte sie sich selbst, sie hatte verschiedentlich als Komparsin gearbeitet, auf der Bühne und im Film und diese Stunden waren die glücklichsten ihres Lebens gewesen.

Edith stand auf. Sie hatte ihre Mutter geliebt, Maria Zylander, und die dunkle, geborstene Stimme, und wäre die Mutter am Leben geblieben, so hätte es einen Sinn gehabt zu kämpfen, zu schuften, so aber . . .

Sie hätte gerne gebadet — sie lachte über sich selbst — zum letzten Male gerne gebadet, aber sie hatte kein Geld mehr, um das gemeinsam zu benutzende Badezimmer zu bezahlen. Sie wusch sich lange und umständlich, zog ein frisches Nachthemd an, kämmte die langen dunklen Haare, suchte nach ihrem Täschchen und zog die letzten Frankstücke, die sie ihr Eigentum nennen konnte, heraus. Sie kniete sich neben den kleinen Gasautomaten und warf sie, schnell die Augen schließend, einen hinter dem anderen in die schmale Öffnung. Dann schloß sie das Fenster, pustete die Kerze aus und schlüpfte in ihr Bett. Wie immer quietschten die zerbrochenen Federn. Jetzt erst merkte das Mädchen, wie müde und zerschlagen es war. Edith hatte seit zwei Tagen außer einer Tasse Kaffee und einem Brötchen nichts gegessen, sie hatte gespart — wieder lachte sie in der Dunkelheit und so schmerzhaft allein — sie hatte ihre drei Frank für den Gasautomaten gespart. Sie faltete plötzlich die Hände. Sie sah auf einmal ihren alten Religionslehrer aus der Schule vor sich. Sie hatte nie mehr an ihn gedacht, seit sie erwachsen war. Aber jetzt stand sein Bild vor ihr. Selbstmord ist eine große Sünde, hatte er gesagt . . . aber in diesem Augenblick ihren traurigen Erinnerungen überlassen, zweifelte Edith, ob er wohl das Leben jemals in seiner ganzen Härte und Bitterkeit begriffen hatte. Lieber Gott, sagte sie dennoch vor sich hin . . . lieber Gott. Im Osten wurde es Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Gebet zum Advent.

Nun steige von dem Himmelsthron,
von starken Engeln dicht umstellt,
und schreite als ein Menschensohn
noch einmal durch die dürre Welt!

Und sprich wie einst am Seegestad
noch einmal dein belebend Wort,
und sei mit milder Heilandstat
noch einmal der Elenden Hort.

Aus trüben Augen - fühlst du's nicht? -
schaut heißes Heimweh nach dir aus,
und Sehnsuchtsruf - vernimmst du's nicht? -
seufzt auf aus manch zerfallnem Haus.

Komm, lege deine kühle Hand
der Menschheit auf das heiße Herz!
Träuf Balsam in der Wunden Brand
und stille jeden echten Schmerz!

Doch spare auch die Peitsche nicht!
Und, tut es not, zum Schwerte greif!
Es ist gar vieles zu Gericht
und Axthieb reif und überreif.

Und steht aufs neu für dich der Pfahl
hoch aufgereckt auf Golgatha -
es sind der Treuen dieses Mal
mit dir zu bluten manche nah.

O steige eilend von dem Thron
und schreite machtvoll durch die Welt:
Wir hören deine Schritte schon
und neigen unsre Stirn, o Held.

Otto Frommel

Die Fata Morgana.

Eine Geschichte von **Adda von Koenigsegg.**

Grau und endlos breitet sich das flache Feld, halbüberflutet, ertrinkend in Schlamm und Tauwasser. Unheimliche, dunkle Wälder ächzen im Sturm; zerfahrene Wege versinken im grauen Horizont. Es weht ein eisiger Wind.

Breit und schwer geht die Memel, wälzt braune Wassermassen, die aus den Weiten Rußlands kommen. Eisschollen treiben sie. Rund um den Fährkrug von Kydullen auf dem hohen Ufer ist in dieser Einöde ein wildes Treiben. Zar Alexander wird erwartet, hat den Befehl gegeben, den Übergang der russischen Truppen zu ermöglichen. Die Garden werden dabei sein. Die russische Militärstraße ist jetzt hier. Der Zar will dem Übergang zusehen und hat die Majestäten von Preußen dazu eingeladen. Die Schwimmbrücke ist gebaut, Dörfer und Wälder haben die Kosaken dazu verwüstet. „Väterchen Zar hat's befohlen, er wird's schon bezahlen." Ungeheure Truppenmassen, Kommissionen und Stäbe erscheinen, die wenigen bewohnbaren Häuser von Kydullen sind im Nu überfüllt. Bald sind 4000 Mann mit klingendem Spiel über den Fluß gerückt.

Der Zar ist da — die Gardekavallerie mit ihm. Das glänzt und flimmert, klingt und klirrt. Die erste Frage gilt der Wohnung der königlichen Gäste. Sie haben so rasch nicht durchkommen können. Die Wege sind unergründlich!

Warten — eine Pause, die der schöne Mann damit ausfüllt, in spielerischer Laune alle Menschen zu bezaubern.

Mit bestrickender Liebenswürdigkeit nimmt er das dürftige Frühstück der preußischen Beamten; er steht vor der Tür seines einzigen Zimmers, wirft Gnaden und Versprechungen um sich. Die Verantwortlichen melden, das Wasser steigt, die Brücke werde nicht mehr lange zu halten sein. Er hört es nicht — das Königspaar wird gemeldet. Er sprengt seinen Gästen entgegen und wieder zurück zu dem Hause, das er für die fürstliche Frau hat herrichten lassen, empfängt sie dort.

Hundert russische Husaren reiten dem Wagen voran. Truppen stehen salutierend am Wege, Militärmusik schmettert — so fährt Königin Luise durch dies fremdartige Lager, zwischen den Zelten hindurch. Rauch wirbelt. Feuer flackern.

Der Zar hebt die Fürstin hinaus, spürt mit Erschütterung das leichte Gewicht ihres Körpers. Sie steht oben an der Treppe, die Soldaten jubeln dem Königspaare zu.

Der Reisewagen, völlig zerbrochen, wird mühsam abgeschleppt.

*

Ein Märchenbild, eine Fata Morgana hat der Wille des Zaren in diese Wildnis hineinbefohlen. In seinem Zelt ist tägliche Galatafel für 100 Personen, mit der Pracht des Russischen Reiches geschmückt. Bewunderung, Verehrung und die Überschwänglichkeit asiatischer Galanterie umbranden die Königin. Die Russen und Asiaten sind berauscht von ihrer weichen Schönheit, der ihr Herrscher huldigt. Musik umschmeichelt die Sinne, Gold, Silber, Kristall, Uniformen funkeln. Das Licht zahlreicher Kerzen schimmert hinaus auf das unwirtliche, in Tauschlamm liegende Land.

In den Augen der Königin steht ein schüchternes Hoffen. Ist dies nicht das herrlichste Versprechen des Verbündeten? Kann dies alles umsonst sein? „Ich glaube an Sie wie an Gott, mein Vetter!" Die Worte, die sie einmal schrieb, sind in ihren Gedanken.

Was sollte auch sonst aus Preußen werden? —

Die Majestäten gehen auf dem hohen Ufer. Luise ist tief vermummt, ihre Augen schauen traurig aus der wärmenden Kapuze. Vom Wasser herauf tönt die Musik, mit der unablässig das russische Militär über die schwankende Brücke zieht.

„Warum ist meine schöne Kusine so stumm? Was soll ich tun? Ist das Vertrauen erschüttert?"

In ihren Augen stehen Tränen: „Ich kann nicht so schnell hinüberwechseln von Furcht zu Hoffnung. Mein Herz ist immer noch voll Angst."

Der Zar lächelt sein sonnigstes Lächeln: „Der Tag von Kydullen soll meiner armen tapferen Freundin, die nie verehrungswürdiger war als jetzt, den schönsten Sommer bringen."

Luise bleibt stehen, sieht um sich in all das Graue, Wilde, das unheimliche Wasser. Ein kleines Lächeln liegt um ihren Mund.

Der Zar sieht das Lächeln, es schneidet tief in seine Seele, ergreift ihn so sehr. Er schwört innerlich tausend Eide der Treue. Er erklärt die Truppen da unten: Pelzjäger, Kirgisen, Baschkiren-Bogenschützen . . .

Die Königin sieht mit ihrem wehen Lächeln daraufhin. Das sind die Retter Preußens! — Bennigsen hat schon viele Truppen und tat nichts mit ihnen. Sie versteht so vieles nicht. Sie ist doch nur eine arme schwache Frau. Aber wenn der Zar jetzt den Oberbefehl übernimmt? Alexander gegen Napoleon? Es müßte doch gut werden . . .

Am letzten Tage ist große Parade, der Zar führt den Majestäten seine Garden selber vor. Schön wie der Sonnengott ist er in der prächtigen Uniform.

In Luise will es nicht froh werden . . . Ist das alles doch nur eine Fata Morgana, die schnell erlischt?

Der Zar salutiert vor dem Könige, der unbeweglich wie immer auf seinem Pferde sitzt, überreicht ihm wie seinem Oberen die Regimentsberichte. Sie halten zusammen auf der Uferhöhe, weithin sichtbar. Da umarmt Alexander ganz plötzlich in Überschwang seinen Gast, Tränen stürzen aus seinen Augen, er ruft, daß es weithin zu hören ist: „Nicht wahr, mein Bruder, keiner von uns fällt allein! Beide zusammen oder keiner —"

Begeisterung schlägt in Flammen auf, die Hörner schmettern: „Wer kann der russischen Macht widerstehen?"

Das kaiserliche Lager ist verschwunden, wie es entstanden. Luise fährt nach Königsberg. In einem offenen kleinen Wagen, weil der große Reisewagen zerbrochen in Kydullen blieb. So fährt sie in das graue, flache Land, in Nebel, Regen, Öde, durch schwarze Wälder, deren Zweige im Winde pfeifen, nach ihr greifen. Die Wege sind unergründlich. Mit Lebensgefahr kommt man über ausgetretene Flüsse. Die Pferde versinken im Schlamm. Mit höchster Anstrengung zieht man Mensch und Tier aus dem Abgrund. Der Wind peitscht Luise ins Gesicht, zerrt an ihrem Schleier, Kälte durchschüttelt sie. —

So fährt sie auf ihrem Leidenswege — dem Frieden von Tilsit entgegen. Die Fata Morgana von Kydullen versank hinter ihr . . .



Bunte Chronik



Griechenland rottet die Ziegen aus.

Die Griechische Regierung hat ein Todesurteil über 500 000 Lebewesen unterzeichnet. Diese Lebewesen sind allerdings Ziegen. Das Dekret trägt die Unterschrift des Generals Metaxas, der sich aus zwingenden Gründen zu dieser Maßnahme entschlossen hat. Griechenland war einst dicht von Wäldern bestanden. Heute aber leidet Griechenland an einem ganz deutlichen Holzhunger, der sich daraus erklärt, daß einfach keine Bäume mehr vorhanden sind. Die Zoologen und die Botaniker sind sich darüber einig, daß die Entwaldung des Balkans auf die Ziege zurückzuführen ist. Denn wo Ziegen hinkommen, da wird kein Baum groß, da wird sogar vom Baum die Rinde abgenagt und aufgefressen. Der Beschluß der Griechischen Regierung lautet nun, diese Ziegen restlos zu vernichten und einen Ziegenbann für 50 Jahre auszusprechen. Natürlich muß man die Besitzer der Ziegen entschädigen. Man bemüht sich, sie in die Forstwirtschaft überzuführen, damit sie eines Tages vergessen haben, was sie an ihren Ziegen verloren. Freilich: eine Ziege ist schneller zu töten, als einen Wald so hochzubringen, daß er Holzarbeitern Arbeit und Nahrung gibt.



Lustige Ecke



Nette Empfehlung.



Frau: „Sind das Hotelmarken, was Sie an Ihrem Koffer aufgeklebt haben?"

Neues Mädchen: „Nein, das sind nur die Adressen von meinen früheren Stellen!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg